

Hochherzigkeit ein Körnchen von ihrem reichbesetzten Tischtisch den hungernden Brüdern zuwerfen, sondern sollen herzhast und redlich zahlen müssen, was ihre Schuldigkeit ist. Es wird dann vielleicht etwas weniger Luxus in Wien geben, vielleicht weniger Vergnüglichkeiten und — schrecklicher Gedanke! — unsere besten Bühnen werden vielleicht nicht zu Modeausstellungen erhalten müssen. Aber dafür werden wir ein anderes Unikum besitzen: eine vollständige Steuer!

Und damit wird auch der zweite Mißstand der Wohlfahrtsaktionen beseitigt werden. Die Kriegsfürsorge wird keine „Wohltat“ mehr sein. Denn das ist — bei aller Anerkennung der guten Absicht, ein beschämender, entwürdigender Zustand. Ueberlegen wir nur einmal und entfallen wir die Situation der Umhüllung von herzlicher Hilfsbereitschaft, von liebevoller Anteilnahme, die die ganze Bevölkerung für die Opfer des Kampfes hegt. Dann sieht die Sache so aus: Ein Mann zieht in den Krieg. Nicht aus Hausrust, nicht aus Uebermut, sondern weil das Vaterland ihn ruft und braucht. Er hat das Unglück, zum Krüppel zu werden oder sich die Lungenschwinducht zu holen. Nun zahlt ihm der Staat eine kleine Rente und überläßt ihn seinem Schicksal. Jetzt setzt die „Wohltätigkeit“ ein. Sie verschafft ihm Prothesen oder den Kuraufenthalt, läßt ihn Bürstenbinden lernen oder versorgt seine Kinder mit Kleidern. Das alles empfängt er von privater Seite als Wohltat, als Gnadengeschenk, für das er dankbar sein muß. Und hat doch keine, nicht die leiseste Ursache dazu. Die Allgemeinheit, der Staat hat ihn gerufen, in seinem Dienste hat er seine Gesundheit, seine geraden Glieder, seine Arbeitstüchtigkeit eingebüßt, in seinem Dienste sein Leben geopfert. Da ist es die Pflicht und Schuldigkeit des Staates, die Sorgen für alle diese Leiden auf sich zu nehmen. Es ist das wenigste, was der Kämpfer fordern kann.

Privaten aber ist die Fürsorge für die Krieger überlassen. Es liegt mir wahrhaftig fern, die vom besten Geiste besetzte Tätigkeit wohlmeinender Männer und Frauen herabzusetzen. Aber die bloße Tatsache, daß von privater Seite die Aktionen betrieben werden, machen für den Krüppel oder Blinden aus einem guten, starken, ehrlichen Recht — eine Dankeschuld. Es ist edel und dankenswert, daß diese Wohltätigkeit ausgeübt wird. Daß es Wohltätigkeit bleibt, daß wir nicht den Staat zwingen, sich seiner Pflichten zu erinnern und die Erfüllung von Ansprüchen daraus zu machen, ist bittere Schande unserer Zeit, ein Hohn auf alle schönen Reden von der Dankbarkeit gegen unsere Helden. Was immer der einzelne denken mag — ich will gern glauben, daß alle nur das Schönste und Beste denken in diesem Falle —, die Tatsache bleibt bestehen, daß wir unsere wunden Helden zu Almosenempfängern machen, und das ist ein böses Kompromiß zwischen sozialem Empfinden und Egoismus.

Noch abgestumpfter zeigte sich das Wiener Gewissen den Flüchtlingen gegenüber. Gewiß, auch für sie ist so manches getan worden. Aber noch viel ausgeprägter war hier die Geste des Schenkens. Man hat sicher Mitleid gezeigt, aber oft, o wie oft, ward man an die lehrreiche Anekdote erinnert: „Werft ihn hinaus, er bricht mir das Herz!“ Die wackeren Wiener Bürger wollten und wollen nicht begreifen, daß diese verzweifelten, verstörten Menschen nicht lästige Ausländer, nicht eine unberechtigte Invasion sind, sondern ihre Brüder, die den furchtbaren Stoß aufgingen, der eigentlich der eingetragenen Behaglichkeit gegolten hatte. Die private Wohltätigkeit hat auf dem Gebiet gleichfalls ihre Tätigkeit entfaltet. Aber sie konnte nicht tun, was nur dem Staate, nur der großen Organisation möglich gewesen wäre: den Leuten allen Arbeit verschaffen und für die Arbeit den redlichen Lohn. Wenn weniger Arbeit freiwillig und unentgeltlich geleistet worden wäre, so hätten wir nicht alle unsere galizischen und italienischen Brüder und Schwestern zu Bettlern herabwürdigen müssen, denen man großmütig ein Almosen schenkt. Wir haben uns leider daran gewöhnt und gleichzeitig damit auch daran, die „Flüchtlinge“ halb neugierig, halb gönnerhaft als eine besondere, seltsame Menschengattung anzusehen. Nur sehr, sehr wenig Wienern ist es klar geworden, daß diese armen Menschen den Krieg so wenig verschuldet, ersehnt haben wie wir, daß sie nicht um ein Atom mehr Anteil an ihm haben als wir. Und weil nicht alle klar sehen, hängen die Flüchtlinge und alle anderen Opfer des Krieges von der wechselnden Sympathie des Publikums, von freundlichen und unfreundlichen Zufällen, von mehr oder minder geschickter Reklame ab. Ist das ein Zustand, der unser würdig ist? Mir scheint, wir erniedrigen uns selbst in diesen Brüdern.

Auch hier tut eine Steuer not. Jedermann in ganz Oesterreich sollte sie zahlen müssen, der durch den Krieg nicht um seine Existenz gekommen ist, der nicht von Haus und Heimat verdrängt worden ist. Es sollten sie auch solche Menschen zahlen, die an dem Tag gerade nicht durch ein blauefrorenes Kinderhändchen, das eine „Extraausgabe“ bietet, erinnert wurden, daß sie ein soziales Empfinden haben.

Der Staat aber müßte die Organisation aller Kriegsfürsorge in die Hand nehmen. Dann wird mit einem Schlag alle Ungleichheit der Verteilung, alle Unverlässlichkeit der Verwendung ein Ende haben. Gewiß, es ist nicht leicht, solche Organisationen zu schaffen. Aber wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Und die Arbeit wird nicht schlechter geleistet werden, wenn sie bezahlt wird. Was an Löhnen mehr ausgegeben wird, erspart man am Armenbudget. Keinem und keiner aber soll es gewehrt werden, den Lohn ihrer Arbeit gemeinnützigen Zwecken zuzuführen. Ich weiß, es würden es unendlich viele tun und es würde schließlich niemand darunter leiden — wenn es in der Stille geschähe.

Man frage mich nur nicht, woher der Staat zu alledem die Mittel nehmen soll. Ich könnte nur eine Antwort geben: Dort, wo die Milliarden für die Kriegsführung zu finden sind, wird man auch nach den Millionen für die Kriegsfürsorge nicht vergeblich suchen.

Vielleicht aber, wenn dann die große moralische Revision einmal beginnt, so ersorcht das Wiener Bürgertum auch, wie sich seine vaterländischen Gefühle und sein Haß gegen England mit der Tatsache vertragen, daß das englische Erziehungssystem so stramm beibehalten wird, obwohl es doch mit den Ergebnissen dieses Systems so gar nicht sympathisiert. Oder wie sich die christliche Lehre

mit der Kriegsbegeisterung unter einen Hut bringen läßt. Oder wie man die Hochachtung vor den plötzlich erwachsenden Vermögen mit seinen persönlichen Sauberkeitsbegriffen vom „Kriegswucher“ vereinigt. Oder . . .

Ach, es gibt sehr viele solche Revisionsmöglichkeiten! Aber leider haben wir sehr wenig Neigung zur Gewissensforschung. Und leider neigt das Wiener Bürgertum auf sozialem Gebiet sehr stark zu dem, was es auf politischem fürchtet und verabscheut: zum faulen Frieden.

Klara Mautner.